

Lyse Doucet
Hotel Kabul

LYSE DOUCET

HOTEL KABUL

Das legendäre Intercontinental
und die bewegte Geschichte des
afghanischen Volkes

Aus dem Englischen von Britta Fietzke

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *The Finest Hotel in Kabul* bei Hutchinson Heinemann, Penguin Random House UK, London.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe November 2025

Copyright © 2025 der Originalausgabe: Lyse Doucet

Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe:

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Eckard Schuster

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Roland and Sabrina Michaud/akg-images (Hotel);

FinePic®, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

EB · CF

ISBN 978-3-442-31685-4

www.goldmann-verlag.de

INHALT

Vorwort	7
Einleitung Das Jahr der Abrechnung	13
Erster Teil Die Goldenen Jahre	43
Kapitel 1 Hazrats Hotel	45
Kapitel 2 Die Befehle des Prinzen	74
Kapitel 3 Der blutige Fall	90
Kapitel 4 Rote Weihnacht	104
Zweiter Teil Die Roten Jahre	121
Kapitel 5 Amanullahs Ambitionen	123
Kapitel 6 Zimmerservice und Versöhnung	147
Kapitel 7 Check-out Russlands	160
Dritter Teil Die Dunklen Jahre	179
Kapitel 8 Mohammed und die Mudschaheddin	181
Kapitel 9 Höllenqualen	199
Kapitel 10 Hoffnung auf dem Berg	224
Vierter Teil Die Taliban-Jahre	237
Kapitel 11 Check-in der Taliban	239
Kapitel 12 Heilige Gastfreundschaft	252
Kapitel 13 Die höchsten Türme	267
Kapitel 14 Ein neuer Tag	279

Fünfter Teil Die Jahre voller Licht und Schatten	287
Kapitel 15 Abidas Ashak	289
Kapitel 16 Eine königliche Rückkehr	301
Kapitel 17 Abidas Wahlen	321
Kapitel 18 Mohammeds Trauer	336
Kapitel 19 Zusammenbruch	347
Kapitel 20 Im Inneren der Besenkammer	364
 Sechster Teil Das Jahr des Hoffnungsschimmers	 379
Kapitel 21 Sadeqs Lächeln	381
Kapitel 22 Die gefährlichen Stunden	399
 Ende Das Jahr der Abrechnung	 411
 Epilog	 443
 Dank	 451
 Anmerkungen und Quellen	 460
Bildnachweis	468
Register	471

VORWORT

»Wie lange werden Sie uns beehren?«, fragte der Mann hinter der Theke aus schwarzem Marmor. Ich wusste keine Antwort darauf. Es war Weihnachten 1988, ein Tag nach meinem dreißigsten Geburtstag, und das Halbdunkel des Intercontinental in Kabul war ein ungewöhnlicher Ort zum Feiern. Die höhlenartige Lobby, kühl und dunkel, voller abschreckender Ecken, wurde einzig von einem glänzenden blau-weißen Werbebanner für die sowjetische Fluggesellschaft Aeroflot aufgehellt. Die meisten der Kronleuchter, mit ihren vom Staub gedämpften baumelnden Kristallen, waren aus, nur einer funkelte stoisch über der Rezeption. Das Brett voller kloßiger Metallschlüssel an der Wand dahinter ließ wenig Zweifel aufkommen: Es war fast niemand außer mir hier.

Würden es sechs Tage oder sechs Wochen werden? Ich kämpfte mit unterschiedlichen Mächten in mir: Die eine wollte mich an diesem gespenstischen Ort halten, die andere es verhindern. Eine unbehagliche Stille umfing mich und den afghanischen Rezeptionisten, dessen brauner Anzug genauso trist aussah wie die Lobby. Er hob fragend eine Augenbraue. Und dann erhellte sein einladendes Lächeln den gesamten Raum.

Ich war gerade das erste Mal in Kabul gelandet. Der spiralförmige Anflug zur Landung in einer der am höchsten gelegenen Hauptstädte der Welt lässt ihre Besucher immer wieder nur stumm staunend zurück. Scharfe, zerklüftete Felsgrate, die sich zu schwarz, grau und rostrot gefärbten Falten zusammenzogen, wichen hier den schneeweißen Gipfeln des Hindukusch. Weit

unten war die gitterartige Landschaft aus Miniaturlehmhäusern gespickt mit flachdachigen Fabriken und überkuppelten Palästen und Moscheen, die stetig größer wurden. Es war keine alltägliche Anreise gewesen: Das Flugzeug hatte eine scharfe Wendung in einem atemberaubenden Korkenziehermanöver vollzogen und Leuchtgeschosse mit weißglühendem Feuer nach außen abgeworfen, um so die Wärmesuchraketen aus den Bergbunkern, den Schützenlöchern der Rebellenkämpfer, von sich abzulenken. Diese vom Westen finanzierten Mudschaheddin befanden sich im Kampf gegen die von der Sowjetunion unterstützte Regierung in Kabul.

In diesem Winter, dem härtesten seit über zehn Jahren, befand sich die Stadt im Fadenkreuz eines jahrzehntealten Konflikts, der seine Wurzeln im Kalten Krieg hatte. Der Niedergang Afghanistans hatte 1973 begonnen – vier Jahre nach der feierlichen Eröffnung des Intercontinental in Kabul –, als der sanftmütige König Zahir Schah von seinem Cousin gestürzt wurde. Dieser Putsch beförderte Afghanistan sodann in ein blutrünstiges Dominospiel: ein weiterer Coup, drei nacheinander ermordete Anführer, die Invasion durch die Sowjets an Weihnachten 1979, die letztlich den schlimmsten Krieg der Welt auslösen sollte.

Ich war in die afghanische Hauptstadt gereist, um über den Rückzug der Roten Armee nach einem katastrophalen Jahrzehnt der Besetzung zu berichten. Vor meinem Abflug aus dem benachbarten Pakistan, wo ich die letzten Monate verbracht hatte, erzählte mir ein Kommandant der Mudschaheddin fröhlich, dass wir uns bald in Kabul wiedersehen würden, denn ihr Sieg sei nun in greifbare Nähe gerückt. Ein anderer warnte mich, dass ich dort sicherlich umgebracht werden würde.

Ein ehrgeiziger Kollege von der Konkurrenz hatte mich aus Pakistan gedrängt und mir deutlich gemacht, ich solle mir einen anderen Ort suchen. Mithilfe von Fremden und Freunden fand ich

einen Ausweg: ein seltenes afghanisches Visum. Mir war geraten worden, dass es nur zwei Orte in Kabul gebe, an denen ich bleiben könnte: das ältere, besser gelegene *Kabul Hotel* – mitten im Zentrum, aber mit zweifelhafter Kommunikationstechnik und Gastronomie sowie einer noch finstereren Geschichte – oder das Intercontinental – oben auf einem Berg am Rande der Stadt, aber mit besseren Verbindungen für Telefonate und Fernschreiben, essenwerter Verpflegung sowie einem gewissen, wenn auch verblassten Prunk. Als das klapprige gelbe Taxi in einer Dieselwolke am Flughafen lostuckerte, traf ich die Entscheidung in Sekundenschnelle. Wir fuhren also Richtung Berg.

Ich stellte schnell fest, dass Gastfreundschaft den Afghanen in Fleisch und Blut übergegangen war. An der Rezeption waren Scharif, mit seinem strahlenden Lächeln, und Salem, sein mürrischer Sidekick, ein erfreuliches Duo, das mit einem Zwinkern half, während die Spione der von den Sowjets unterstützten Regierungspartei auf der Lauer lagen. Amanullah vom Zimmerservice kritzelte Karikaturen von Journalisten auf die Rechnungen, um ein wenig Freude in die tristen Zimmer zu bringen – eine sehr afghanische Version des »Service mit einem Lächeln«. Nasir, der die Telefonanlage bediente, bot Unterrichtsstunden in Dari an, während man nervös auf eine freie Leitung wartete, damals, als es noch nicht den Luxus von Internet und Handys gab. Sein spontaner Unterricht begann mit der Phrase *dostad daram*. Ich fand schnell heraus, dass es »Ich liebe dich« heißt. Wie so oft unter Afghanen bestand das Geschenk aus einem Lachen.

Ich blieb schließlich fast ein Jahr lang. Das Hotel wurde zu meinem Zuhause in Afghanistan. Das Paketband, das kreuz und quer über mein Fenster geklebt war, bot nur wenig Schutz vor den Raketen, tat aber wenigstens so. Teppiche von Händlern, die ihre Waren immer erst einmal ausliehen, bevor sie Geld für sie verlangten – eine Taktik, die jahrhundertlang verfeinert worden war und einen

Verkauf so gut wie garantierte –, gaben diesem Ort eine persönliche Note. Als der Abzug der Sowjettruppen am 15. Februar 1989 näher rückte, quoll das Intercontinental vor Journalisten über, die kamen und gingen, bis das Hotel wieder still und leer war.

Ich verbrachte meine Nächte im Laufe der Jahrzehnte, wann immer ich nach Kabul zurückkehrte, um über folgenschwere Entwicklungen zu berichten, an dem Ort, den alle nur »das Interconti« nannten. Mit der Zeit fiel mir auf, dass es mehr war als ein Hotel: Es war eine Konstante, während Afghanistan durch Jahrzehnte des *trial and terror* wankte, durchzogen von vielversprechenden, aber leider nicht lange andauernden Neuanfängen. Es steht wie ein weißer Kasten aus Beton und Stahl auf einem Berg, blickt über die Stadt, hat einen Platz in der ersten Reihe vor der Bühne der Geschichte. Auf seinem Dach verweist das markante große K immer noch auf seine Abstammung – auch wenn die Verbindung zur globalen Intercontinental-Kette bereits kurz nach dem Einmarsch der rumpelnden sowjetischen Panzer 1979 in die Hauptstadt gekappt worden war. Die Afghanen behielten den Namen dennoch stur bei, auch in der Hoffnung, dass es irgendwann seinen früheren Glanz und die Mitgliedschaft in diesem exquisiten Club wiedererlangen würde. Es gab nie klein bei, es gab nie auf – das Interconti ist ein typisch afghanisches Hotel.

Seine brutalistische Fassade lässt die anmutigen Bögen und eleganten Kuppeln der historischen Königspaläste der Innenstadt missen. Im Jahr 1969 als bestes Hotel der Stadt Kabul gebaut, wurde es zu deren geschichtsträchtigstem und gleichzeitig auch höchstem Gebäude. Geschichte – gute, schlechte und blutige – wurde hier zwischen den vier Wänden geschrieben. Es wurde zur Heimat für Modeschauen und Schönheitswettbewerbe, für Bikinis am Pool, wodkagetränkte sowjetische Empfänge, für Raketen der Warlords, einen Gast namens Osama bin Laden, US-amerikanische Wahlbeobachter, für afghanische Parlamentarierinnen und

Selbstmordattentäter der Taliban. Seine Türen blieben über alle politischen Systeme hinweg offen: während des friedlichen Königreichs, des sowjetisch unterstützten Kommunismus, der Warlord-Herrschaft, des islamistischen Regimes und der vom Westen gesponserten Möchtegern-Demokratie. Die Politik checkte sich wie Hotelgäste ein und aus. Wer auch immer gerade über Afghanistan herrschte, legte die Regeln für das Interconti fest. Heutzutage wird es einmal mehr von den Taliban betrieben.

In einer Liste der weltweit besten Hotels fallen manche aufgrund der Eleganz ihrer Architektur ins Auge, manche aufgrund ihrer exquisiten Küche, wiederum andere aufgrund des hohen Servicestandards. Das Hotel Intercontinental Kabul, Afghanistans erstes Fünf-Sterne-Luxushotel, verdiente eine ganz eigene Auszeichnung: fürs Überleben. Manchmal verfluchten es die Gäste als »schlechtestes Hotel der Welt« – ohne fließendes Wasser, zuverlässige Heizung oder sogar Brot, das einen Geschmackstest hätte bestehen können. Schlafzimmer wurden zu Bunkern. Kronleuchter zerbarsten. Böden wurden verwüstet, erneuert, verwüstet und wieder erneuert. In einem Land, in dem sich die Bevölkerung sorgte, ob sie die nächste Mahlzeit oder den nächsten Tag erleben würde, stellte das Interconti eine Konstante dar. Seine Rezeptionisten behielten auch in den Momenten herzergreifender Unsicherheit und Leidens das Lächeln bei, das Servicepersonal arbeitete weiter, Köche hielten die Herde am Laufen, das Reinigungspersonal zog Laken über die Betten, Pagen schleppten weiterhin das Gepäck die Treppe rauf und runter, wenn die Aufzüge mal wieder nicht funktionierten oder der Strom ausblieb. Das Hotel wurde zu ihrem *misl-e khana* – ihrem eigenen Zuhause.

Die Geschichte ereignet sich immer in einer Vielzahl von Einzelschicksalen, die zusammen ein weitaus wahreres Bild ergeben. Die Geschichte Afghanistans im Speziellen zeigt uns, dass Krieg mehr ist als die Explosion von Bomben, das Pfeifen der Kugeln.

Krieg – das sind die ängstlichen Augen einer Mutter, das Lied eines Soldaten, die seelenberuhigende Kameradschaft, das Innehalten vor dem Öffnen der Haustür. Er spielt sich an der Front des alltäglichen Lebens ab, in geplatzten Träumen, zerstörten Hochzeiten und dem Mut der Menschen, die zusammenstehen und alles Erdenkliche tun, um durchzuhalten.

Dieses Buch ist eine Geschichte Afghanistans, erzählt anhand der Geschichte dieses Wahrzeichens eines Hotels, entlang der Schicksale seiner Bediensteten, die es am Laufen hielten. Die meisten Afghanen antworten entschuldigend, wenn sie nach alten Fotografien oder Videos gefragt werden, dass fast all ihr Hab und Gut während irgendeines Aufruhrs verloren gegangen sei. Mich faszinierte aber immer ihr Erinnerungsvermögen. Vielleicht werden die eigenen Erinnerungen zur Waffe, um die Vergangenheit festzuhalten, wenn einem so viel durch Kräfte entrissen wird, über die man keine Kontrolle hat. Erinnerungen können jedoch verschwimmen, können bei jeder Erzählung eine neue Form annehmen. Dieses Buch basiert auf den Erinnerungen der vielen Afghanen und Fremden, die im Interconti ein und aus gingen. Ich habe ihren Erzählungen aufmerksam zugehört, Übersetzungen und ihre Schilderungen, wenn immer möglich, anhand von historischen Dokumenten und Aufzeichnungen auf Plausibilität überprüft. Auch wenn Details in der Erinnerung verloren gehen können, so wurde doch alles Erdenkliche getan, um ihre Geschichten hier wahrheitsgetreu wiederzugeben, so wie sie sie erzählt haben.

Das Buch wurde mit ungeheurer Dankbarkeit für die vielen Afghanen geschrieben, die mir in all den Jahren ein Heimatgefühl gaben. So viel auch verloren gegangen sein mag, die tief verwurzelte Gastfreundschaft der Afghanen bleibt bestehen. Von den zahllosen afghanischen Sprichwörtern war eines schon immer mein liebstes: »Es kommt nicht auf die Größe des Heims an, sondern auf die des Herzens.«

Einleitung

DAS JAHR DER ABRECHNUNG

Sommer 2021

So sollte kein junger Mann seinen Samstagabend in Kabul verbringen. Sadeq hatte im Stillen über seine Optionen nachgedacht: Er hätte sich seinen Freunden an ihrem liebsten Treffpunkt anschließen können, dem Snooker-Club Nokhbagan, wo sich die besten Tische der Stadt finden ließen. Seine Freunde hatten ihn immer wieder angerufen, ihn angebettelt: »Ach, komm schon! Sadeq *jaan*, du arbeitest zu viel.« Oder er hätte nach seiner Schicht noch weiter im Hotel bleiben und mit der englischen Grammatik ringen können, die er für seine Sprachtests und somit die lang ersehnte Ausreise zum Studium in den Vereinigten Staaten verstehen musste. Vielleicht hätte er auch einfach nach Hause gehen sollen. Er hatte noch die Warnungen seines Vaters im Ohr: »Bleib nicht zu lange draußen, mein Sohn. Das ist zu gefährlich geworden.« Während aber die immer länger werdenden Schatten mit dem Licht der Kronleuchter zu tanzen begannen, war der Personalchef des Hotels in Sadeqs Kabuff gestürzt und hatte ein Blatt Papier auf seinen Schreibtisch geworfen: »Unterschreib hier, du trägst jetzt die Verantwortung.«

Die Entscheidung war für Sadeq getroffen worden, denn es gab sonst niemanden, der sich heute Abend hätte um das Interconti kümmern können. Nur der todschicke Mann mit dem strahlenden

Lächeln. Er war vor weniger als zwei Jahren zum stellvertretenden Front-Office-Manager aufgestiegen, mit gerade einmal zwanzig Jahren und lediglich knapp zwei Wochen Arbeitserfahrung hier im Hotel. Das lag, davon war Sadeq überzeugt, an seiner beeindruckenden Persönlichkeit und seinem enormen Einsatz. Ja, klar, sein großer Bruder Hasib hatte ein gutes Wort für ihn eingelegt, er aber hatte den Rest erledigt.

Er starrte auf die Liste vor sich. Da gab es die Hochzeit unten am Pool, die mit ihren ungefähren 240 Gästen in vollem Gange war. Manche würden sicherlich danach noch bleiben, essen, bis in die Morgenstunden tanzen. Dann war da noch die andere Hochzeit im Ballsaal am Morgen. Beide befanden sich aber bei dem Bankettmanager Sadozai in guten Händen. Der arbeitete bereits seit über dreißig Jahren im Hotel, er wusste, was zu tun war. Über die fünf Stockwerke des Hotels verteilten sich noch vereinzelte Gäste, von denen sich manche nun am Buffet im Restaurant Bucharra bedienten. Und würde er die Gardinen an der großen Fensterfront seines lauschigen Büros aufziehen, so war er sich sicher, würde er zwei seiner ehrgeizigen Kollegen, wie er in ihren Zwanzigern, ruhig hinter der Rezeption sitzen sehen, die nun direkt unterhalb der goldgerahmten Uhren mit den Zeiten für Dubai, London, New York, Paris und Kabul auf ihren Handys herumschrollten. Er würde das schaffen.

Einzig die Sicherheit bereitete ihm Sorge. In seiner Funktion musste er sich auf die drei Ringe aus Stahl des Interconti konzentrieren. Die afghanischen Medien waren voller Berichte darüber, dass die Taliban in Lichtgeschwindigkeit immer weiter gen Kabul voranschritten. Der US-amerikanische Präsident Joe Biden schwor nach wie vor, alle seine Soldaten bis zu diesem einen unvergesslichen Datum nach Hause zu holen: dem 11. September. Alle anderen Armeen der NATO-Staaten packten nun nach zwanzig langen Jahren ihre Sachen, wenn sie nicht eh schon abgezogen

waren. Die Geschichten von der Front waren jedoch schockierend. Dass afghanischen Soldaten die Munition, sogar das Brot ausging. Dass ganze Einheiten ihre Kommandanten verfluchten, um ihr Leben rannten. An manchen Orten mussten die Taliban-Kämpfer anscheinend einfach nur hineinspazieren, um sie einzunehmen.

Aber eine Eroberung Kabuls durch die Taliban? *Unmöglich*, sagte sich Sadeq immer wieder, während er die Checkliste seiner Aufgaben in die Tasche seines feinsten blauen Anzugs steckte. Nicht, wenn die Hauptstadt wie eine Zitadelle verteidigt wurde. Nicht, wenn die mächtige afghanische Armee, die noch ein paar weitere Wochen von US-amerikanischen und britischen Truppen unterstützt wurde, standhaft blieb. Und nicht, wenn die festungsähnlichen Botschaften der westlichen Länder ihre Zugbrücken noch nicht hochgezogen hatten. Er sah die eindrucksvollen Sicherheitsmaßnahmen des US-amerikanischen Geländes jedes Mal, wenn er sich nach dem Status der Visumsanträge für seinen Vater, seine drei Schwestern und sich selbst erkundigte, damit sie bald ihrer Mutter und ihren Brüdern in die Vereinigten Staaten nachreisen könnten. Nicht einmal eine Taube könnte da unbemerkt reinfliegen.

Sadeq lehnte sich in seinem Stuhl so weit zurück, dass er fast nach hinten kippte. Die stimmungsvolle Playlist »Drei Stunden bester romantischer, entspannter Musik« waberte durch seine Tür ins Büro. Manchmal fragte er sich, warum Gott ihn zum Afghanen gemacht hatte. So viele Hindernisse auf seinem Weg. Ihm sollten als jungem Mann in diesem Alter eigentlich vielfältige Zukunftsoptionen offenstehen, denn mit 27, wenn die vielen Verantwortlichkeiten und vielleicht sogar eine Ehe ins Haus standen, wäre seine Chance auf die Erfüllung eigener Träume vertan. Ihm blieben nur noch fünf Jahre. Stattdessen steckte er hier immer noch in den Startlöchern.

Er stand vom Schreibtisch auf, lief erst durch die erleuchtete

Lobby und dann durch die Drehtüren nach draußen. Die laue Augustnacht war geflutet von der Magie eines Halbmonds, und Sadeq ging die Treppe zur unteren Terrasse hinunter und betrat ein nächtliches Märchenland. Ein ausgedehnter Baldachin aus funkelnden Lichtern spiegelte sich im glitzernden Pool. Pailletten blitzten auf den Kleidern der Frauen, während sie sich zu der Musik der Hochzeitskapelle bewegten. Die Blitzlichter der Handkameras und das schallende Gelächter sorgten für noch mehr Pomp. Am Rand des rechteckigen Pools stand ein Sänger mit glatt nach hinten gegeltem schwarzem Haarschopf und schmetterte einige Zeilen von Ahmad Zahir, dem »Elvis Afghanistans«:

*»Auch wenn bei mir, seitdem du nicht mehr da bist, Herbst
statt Frühling eingekehrt ist, warum sollte ich Angst haben?
Oh meine Blume, möge dir immer der Frühling der Jugend
bleiben, möge dich niemals der Herbst des Alters ereilen.«*

Sadeq hörte mit halbem Ohr zu, während er sich umschaute und ihm auffiel, dass sich nur noch wenige Gäste am gigantischen Buffet auf der anderen Seite der Terrasse bedienten. Ahmad Zahirs Wehklagen ließen das Event endgültig verrinnen: »Von oben kam der Regen. Meine Liebste betrat den Flur. Ich bat sie um einen Kuss ... Oh weh, ihre Augen füllten sich mit Tränen.«

Ahmad Zahirs Lieder gehörten nicht zu Sadeqs Lieblingsmusik. Wie sehr aber doch die Afghanen ihren großen Star liebten, ihn immer noch vermissten! Er war an genau diesem Pool vor fünfzig Jahren aufgetreten und hatte hier gefeiert. Er kam jedoch 1979 ums Leben – und die meisten Afghanen glaubten, er sei ermordet worden. Seine Musik und die Erinnerung an sie würden jedoch niemals sterben.

Sadeq lief die Treppen wieder nach oben. Der äußere Ring der Wachtürme inmitten dichten immergrünen Dickichts umfasste

den Berghang, wobei der höchstgelegene Turm auf dem felsigen Hügel gegenüber dem Haupteingang stand. Eine weitere Absper- rung aus Stacheldraht umgab die Mauer rund um das Hotel. Die dritte zog sich entlang des Hauptwegs vom Fuß des Bergs hoch zur Spitze. Dabei passierte sie drei gestreifte Barrikaden, drei kas- tenförmige Wachhütten, zwei elektronische Scanner, zwei optio- nale Sicherheitskontrollen und eine schwere Stahlplatte als Tor auf dem Hügelkamm, die sich quer über den Eingang bis zum Vor- platz erstreckte. Und es gab auch noch eine Art vierte Absperrung: ein dichter Zaun aus Bäumen, aus hohen Kiefern, eleganten Per- sischen Weiden und Schmalblättrigen Ölweiden sowie blühenden Obstbäumen, die entlang beider Seiten des Wegs wuchsen.

Dieses Hotel war im Besitz der Bäume gewesen, lange bevor all dieses Metall seinen Weg hierher gefunden hatte, die Kiefern waren hochgewachsen und gerade wie Wachtürme. Die elegan- ten kugelförmigen Büsche namens *Pasha Khana*, die »Mücken- häuser«, sollten Insekten einfangen. Und an den Rändern des Vor- platzes und unten beim Pool raschelten die anmutigen Akazien bereits beim kleinsten Windhauch. Die Gärtner kümmerten sich tagsüber liebevoll um sie und afghanisierten ihren Namen zu *aks*, »Fotografie«. Denn sie sahen alles, wie die vielen Sicherheitskame- ras, die überall im Hotel verteilt waren.

Sadeq drehte eine Runde um den plätschernden Brunnen, der wie ein Weihnachtsbaum mit Girlanden aus winzigen hellen Laternen verziert war. Am anderen Ende des Vorplatzes, hinter der goldenen Doppeltür zum Ballsaal, legten der vertrauenswür- dige Sadozai und sein Servicepersonal letzte Hand an die Hoch- zeitsvorbereitungen an. *Shab Bakhair*, rief Sadeq. »Einen guten Abend euch.« Das war es. Natürlich. Auf den runden Tischen lagen weiße Tischdecken mit geprägten winzigen weißen Blumen. Die Stühle mit ihren geraden, hohen Lehnen waren verziert mit faltenreichem rotem Stoff, der von einer Schleife hinten zusam-

mengehalten wurde. Und am anderen Ende des Ballsaals standen die majestätischen, in weiße Schärpen gehüllten Throne für Braut und Bräutigam.

Sadeq bewunderte ehrliche, hart arbeitende Angestellte wie Sadozai. Diese Menschen waren der tatsächliche Beton und Stahl des Interconti. Dennoch ertrug er den Gedanken nicht, dass auch er noch in dreißig Jahren hier arbeiten, dass er dann immer noch mit dem Fahrrad hierher zur Arbeit fahren könnte. Auch wenn es ein guter Job war, woran er sich selbst erinnerte, als er wieder in seinem Büro angekommen war und die Tür mit einem beruhigenden Klick ins Schloss fallen ließ. Und er war wirklich sinnvoll für jemanden, der an der American University of Afghanistan ein wirtschaftswissenschaftliches Studium absolvierte. Eines Tages würde er aber sein eigenes Unternehmen leiten.

Er ließ den Blick über die Wände schweifen. Wenn er geradeaus schaute, blickte er direkt auf einen beeindruckenden afghanischen Schneeoparden, diese seltene Großkatze, die durch die breitesten Flüsse und die kältesten Gewässer schwimmen konnte. Hinter ihm hingen gemalte Silhouetten der *Chapandaz*, der mächtigen afghanischen Reiter, die in einem regen Buzkaschi-Spiel, einer wilden afghanischen Version von Polo, über die Steppe galoppierten. Auch das gehörte dazu, wenn man Afghane war.

Und zu seinen Füßen, auf dem Boden neben dem Schreibtisch, lagen seine neuesten Entdeckungen: das spiralförmige Horn eines Pamir-Wildschafs, eine Trophäe, die sich bis zu den Tagen des letzten Königs, Zahir Schah, zurückverfolgen ließ, der zwar äußerst jagdaffin gewesen war, aber diese kostbaren Tiere dennoch hatte beschützen wollen. Daneben lag eine fein gravierte Plakette mit einem K in der Mitte, um das sich die Worte »Inter Continental Hotel« wanden. Hotelerbstücke – Sadeq hatte sie aus dem staubigen Sammelurium in einem der Nebengebäude hinter dem Ballsaal ausgegraben, weil er gern die Geschichte des Hotels aufde-

cken und ausstellen wollte, damit sie von allen bewundert werden konnte. Die sich nach außen windenden Hörner würden oberhalb des Eingangs zum Café aufgehängt werden.

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Die letzte Woche war stressig gewesen. Der neue Hoteldirektor hatte 160 Menschen entlassen – fast die Hälfte des Personals, darunter auch einige der altgedienten, loyalsten Angestellten. Es war eine schmerzhaft Woche gewesen. Das Amt des afghanischen Präsidenten hatte jedoch kategorisch verkünden lassen: »Dieses Hotel nimmt nicht einmal genügend für die Stromrechnung ein!«

Dementsprechend viel Zeit verbrachte Sadeq damit, neue Gäste anzuwerben. Im Frühjahr hatte er Sicherheitsteams von Botschaften und Hilfsorganisationen durch das Hotel geführt, damit sie die verstärkten Verteidigungsmaßnahmen begutachten konnten – sein Versuch, ihnen zu garantieren, dass sie hier sicher sein würden. Sein vorheriger, auch gerade entlassener Geschäftsführer hatte Sadeq gegenüber sogar mal zugegeben, dass bei ihm wieder Hoffnung aufgekommen war, sich nach all den Jahrzehnten wieder der weltweiten Luxushotelkette anschließen zu können. Der Hauptsitz der Kette in Großbritannien hatte nicht einmal auf seine E-Mails reagiert, aber er wusste auch nicht, ob es wirklich die korrekte Adresse gewesen war.

Das Hotel wurde von den meisten Ausländern seit dem blutigen Angriff der Taliban 2018 gemieden. Dabei waren ganze Etagen zerstört worden. Vierzig Gäste waren erschossen oder in die Luft gesprengt worden, vierzehn davon aus dem Ausland. Die Taliban warnten das afghanische Volk davor, Standorte wie diesen hier zu frequentieren, die auch von Ungläubigen und Feinden aufgesucht würden. Die Afghanen kamen jedoch weiterhin und heute Abend waren viele von ihnen hier.

Es war kurz nach 3 Uhr nachts. In den nächsten paar Stunden würden die eingeübten Schritte, die das Interconti am Laufen

hielten, an einem weiteren Tag vollzogen werden. Sadeq führte noch ein letztes Gespräch mit anderen gleichaltrigen Kollegen an der Rezeption und verabschiedete sich von ihnen. *Khoda Hafiz*. »Möge Gott dich beschützen.« *Manda na bashi*. »Mögest du nicht müde werden.« Er schnappte sich einen der brandneuen elektronischen Schlüssel für die Fahrstühle. Er war am Ende seiner Liste angekommen, aber auch seiner Kraft. Alle Tore waren überprüft, alle Haupttüren geschlossen. Die letzten Hochzeitsgäste waren den Hügel hinuntergebrummt, während ihre Stimmen durch die Stille der Nacht hallten. Nur das entfernte Rumpeln der US-amerikanischen Militärflugzeuge, die zum und vom internationalen Flughafen von Kabul flogen, durchbrach die Stille. Dies und das stakatoartige Gebell der herumstreunenden Hunde, der Könige der Nacht, die sich ihre Straßen zurückeroberten.

Sadeq fiel im dritten Stock ins Bett, schlief sofort tief und fest ein, in Sicherheit hinter der dicken Tür. Alle Türen im Interconti waren schussfest.

*

»Schauen Sie sich bloß nicht die Nachrichten an!«, empfahl Abida dem Arzt immer und immer wieder. »Die Nachrichten machen Sie krank.«

An diese Verordnung konnte sie sich am schwersten halten. Abida nahm brav die Tabletten gegen hohen Blutdruck, Diabetes, Magenschmerzen und andere Beschwerden. Sie schluckte einen Regenbogen an Farben gegen ihre vielfältigen Leiden, aber sie musste einfach Nachrichten schauen. Sie konnte nicht einschlafen, bis sie nicht die spätabendliche Zusammenfassung der Geschehnisse gesehen hatte. Und selbst dann wachte sie manchmal auf einen Schlag mitten in der Nacht auf. Abida lebte mit ihren 55 Jahren in einem Dickicht aus Sorgen. Aus Angst um die Zukunft ihrer

acht Kinder. Aus Trauer um ihren verlorenen Ehemann, der vor Jahrzehnten von einer Rakete getötet worden war. Und jetzt, seit genau einer Woche, aus Furcht um ihr eigenes Schicksal, nachdem sie ihre Stelle als Sous-Chefin im Intercontinental verloren hatte.

Abida verdrängte all diese Gedanken, während sie sich mit einer Tasse dampfendem grünen Tee auf ihrer rot-goldenen *Toshak*-Matratze zurücklehnte.

»Salaam und herzlich willkommen zu den Nachrichten um zehn.« Der TOLO-Nachrichtensprecher Wahid Ahmadi befand sich wieder in Abidas Lehmhaus. Die tiefliegenden Augen auf ihrem Fernsehschirm waren so dunkel und der Blick so intensiv, dass er sie direkt anzuschauen schien: *Hör genau zu!* »Unsere Top-Schlagzeile, einige wichtige Nachrichten.« Abida lehnte sich vor, Ahmadis buschiger schwarzer Schnurrbart zwirbelte sich beim Reden an den Enden: »Präsident Aschraf Ghani berät sich mit afghanischen und internationalen Partnern, um weitere Unsicherheit im Land zu verhindern.«

Ghani war ihr Präsident. Sie hatte 2014 für ihn gestimmt und 2019 erneut. Ihre gesamte Familie hatte das. Das hatte sie ihnen so aufgetragen. Und sie war sich sicher, dass sie den Ansagen ihrer Mutter folgten. Abida legte sich bequemer hin, hörte aufmerksam zu. Jetzt zeigte der Bildschirm ihren Präsidenten, während er eine Rede ans Volk hielt: »Ich weiß, dass Sie sich Sorgen um Ihre Gegenwart und Zukunft machen«, verkündete er. »Als Präsident möchte ich Ihnen hiermit versichern, dass ich mich darauf konzentrieren werde, weitere Unsicherheit, Gewalt und Vertreibung meines Volks im Land zu verhindern.«

Abida ließ sich in die weichen Kissen zurückfallen, die sie selbst von Hand bestickt hatte. All ihre Sorgen fuhren Achterbahn in ihrem Kopf. Ihre Zukunft, und die ihrer Familie, hing an einem seidenen Faden. Auch die des Interconti. Eine Gruppe einiger ihrer Kollegen, darunter die ältesten und weisesten Männer, hatte sich

heute mit den juristischen Beratern des Präsidenten getroffen, um ihre Klage wegen ungerechtfertigter Entlassung zu begründen und Entschädigung zu fordern: 160 von ihnen waren auf einen Schlag entlassen worden. Die Hoteldirektoren hatten sich entschuldigt. »Das sind die Anweisungen des Präsidenten«, hatten sie zu ihr gesagt. *Mein Präsident hat uns das angetan?*, hatte sie sich gefragt. Sie wiederholten immer wieder dasselbe Mantra: »Es tut uns leid, aber wir haben kein Geld.« Sie sagten, sie hätten sich an die Regeln gehalten.

Jedoch hatte Abida das erst letzten Samstag herausgefunden, während sie sich den Berg hinauf zum Hotel nach oben gekämpft hatte. Ein wütendes Grüppchen ihrer Kollegen, unter anderem vier Frauen vom Zimmerservice und der Wäscherei, war vor dem Tor des zweiten Sicherheitspostens aufgehalten worden. »Lassen Sie uns durch. Wir arbeiten hier!«, riefen sie. Der Wachposten wedelte mit einer langen Namensliste vor ihren Gesichtern herum. »Schaut her! Ihr arbeitet nicht mehr hier.«

Abida hatte sich an die Hoffnung geklammert, dass sie ihren alten Job zurückbekommen könnte. Jetzt hieß es aber, dass die Taliban schon vor den Toren der Stadt stünden, wieder an der Tür ihres Lebens. Und jetzt sah sie ihren Präsidenten im Fernsehen, in einen dunklen Blazer gekleidet, mit seinem zackigen weißen Turban und einer Maske gegen Covid-19, wie er feierlich einen langen roten Teppich außerhalb des Präsidentenpalasts entlanglief, als gäbe es keinerlei Sorgen auf der Welt.

Die Nachrichten wechselten zu einer Frontalansicht seines Gesichts, während er, nun ohne Turban, beschwichtigend in die Kamera sprach: »Wir werden die Sicherheitskräfte zusammenlegen und schwerwiegende Maßnahmen ergreifen.« Abida schaute weiterhin auf den Fernseher und atmete jetzt etwas leichter. Immerhin befand sich die Sicherheit ihres Landes in guten Händen.

Ihr Tee war nun lauwarm. Sie trank die letzten Schlückchen.

Der nächste Bericht kam aus dem fernen New York, vom Anführer der Vereinten Nationen, dem Generalsekretär António Guterres: »Afghanistan gerät außer Kontrolle und steht vor einer unfassbaren Katastrophe.«

Abida keuchte, das Herz wurde ihr eng in der Brust, so wie ihr Arzt sie immer gewarnt hatte. Sie konnte nicht weiter hinsehen. Als die Taliban 1996 die Macht ergriffen, hatte sie ihre erste Anstellung als Köchin im *Kabul Hotel* in der Innenstadt aufgeben müssen. Den Afghaninnen war gesagt worden, dass Frauen nicht mehr außerhalb der eigenen vier Wände arbeiten durften, dass ihr Platz nun zu Hause war. Das war einer der schlimmsten Tage ihres Lebens gewesen. Und fünf Jahre später erlebte sie einen der besten Tage ihres Lebens. Sie hatte sich das Gerät ganz fest ans Ohr gepresst, um bei *Radio Kabul* bloß nichts von der Rede ihres neuen Anführers Hamid Karsai zu verpassen, der von den Taliban die Macht übernommen hatte. »Wir respektieren die afghanischen Frauen, die die Hälfte unserer Bevölkerung ausmachen«, sagte er, und Beifall tobte im Radio mit dem Rauschen um die Wette. »Und wir gewähren ihnen Rechte gemäß den Gesetzen des Landes.«

Abida Nazeri – Köchin, Näherin, Witwe, achtfache Mutter – war die erste Frau, die sich auf eine der Stellen bei den regierungsbetriebenen Hotels beworben hatte. Sie hatte die neuen ausländischen Direktoren des Interconti mit ihren köstlichen afghanischen gefüllten Teigtaschen begeistert. Sie hatten noch nie zuvor Mantu oder Ashak probiert, noch nie davon gehört. Sie schwärmten von ihren prallen Teigtaschen, gefüllt mit afghanischem Lauch, fein gehacktem Fleisch und Zwiebeln, übergossen mit einer cremigen Knoblauch-Joghurt-Soße. Sie stellten sie sofort an.

Als ihr letzte Woche gekündigt wurde, war das ein weiterer ihrer dunkelsten Tage gewesen. Abida hätte sich niemals vorstellen können, dass es sie treffen würde, schon gar nicht in dem Hotel, wo man sie respektvoll *Madar jaan* nannte, »liebe Mutter«.

Ihre Leiden und Schmerzen, so musste sie sich eingestehen, erinnerten sie täglich lautstark daran, dass sie zu lange, zu hart, zu viele Jahre gearbeitet hatte. Ihre Rehaugen waren nun umrahmt von dunklen Ringen, hatten Krähenfüße. Wenn sie jedoch einen Hauch ihres pinken Lippenstifts auftrug, der perfekt auf ihr Lieblingskopftuch abgestimmt war, dann erstrahlte sie immer noch mit einem schönen Lächeln. Und wie sie kochen konnte! Sie war erst vor wenigen Monaten vom Hotel als »Mitarbeiterin des Monats« ausgezeichnet worden, in »Anerkennung ihrer wertvollen Arbeit«. Sie hatten ihr eine Urkunde in einem vergoldeten Rahmen überreicht. Die Anstecknadel mit einem goldenen Stern hatte sie an ihrer weißen Kochuniform befestigt. Es hatte sogar einen zusätzlichen Wochenlohn gegeben.

Letzte Woche hatte sie jedoch einer der Manager mit seinen dunklen Augen ausgelacht. »Liebe Mutter, ist es nicht langsam an der Zeit, nach Hause zu gehen und Zeit mit den Kindern und den Enkeln zu verbringen?« Das Hotel, das sie so lange geliebt hatte, liebte sie nicht mehr zurück. Wie würde sie jetzt die Gebühren der Privatuniversität bezahlen, an der ihr Sohn Zahnmedizin studierte? Wer würde die Arztrechnungen ihrer Tochter Mariam übernehmen, die Journalismus studiert hatte, aber seit Jahren mit Eierstockkrebs zu kämpfen hatte? Das war Abidas wirkliches Lebenswerk: als analphabetische Mutter dafür zu sorgen, dass alle ihre Kinder eine anständige Bildung bekommen. Sie war so weit gekommen. Und jetzt fühlte es sich an, als sei ihr die Vergangenheit unmittelbar auf den Fersen. Die Taliban könnten wieder zurückkehren und ihr alles erneut wegnehmen.

Abida drückte die leere Teetasse an sich. Auch ihre Hände sahen inzwischen älter aus, nach all den Jahren des Kochens und Nähens. Die Taliban versprochen, sie hätten sich geändert. Ihre Anführer erzählten den Journalisten immer wieder, sie würden jetzt anders herrschen. Sie musste einfach an den Wahrheitsgehalt

dieser Aussagen glauben, ansonsten würde sie sicherlich der Schlag treffen.

Der letzte Bericht der *TOLOnews* am Abend war fast zu Ende. Diese Meldung verkündete, dass die Vereinigten Staaten ärmeren Ländern 500 Millionen Dosen der Corona-Impfung zur Verfügung stellen würden. Es war gut, dass es mit positiven Nachrichten aufhörte. Die Kamera schwenkte zu einer Weitwinkelsicht auf das große TOLO-Studio mit seinem leuchtend roten Tisch und dem strahlenden blauen Hintergrund. Wahid Ahmadi saß weiter hinten, seine Augen nun nicht mehr in der Nahaufnahme, während er sich verabschiedete.

»Vielen Dank, dass Sie zu dieser Stunde wieder eingeschaltet haben. Gute Nacht.«

*

Der Morgen des 15. August begann mit einem Gebetsruf zur Morgendämmerung, der von einem Hügel zum nächsten widerhallte, während sich die ersten Lichtstrahlen ihren Weg durch den beigen Smog kämpften, der hartnäckig über der Stadt hing. Mohammed Aqa war in einem staubbedeckten Pendler-Kleinbus auf dem Weg zur Arbeit, mitten im Gedränge des morgendlichen Verkehrs und im Straßenlärm mit dem Gehupe der schusssicheren Luxuskarossen mit Allradantrieb, dem Aufheulen der Motorräder, dem blechernen Klimpern der Fahrradklingeln, den erfolglosen Rufen der Verkehrspolizisten mit ihren übergroßen Schirmmützen.

Seine Schicht begann um 7 Uhr. Er sprang an seinem üblichen Halt am Fuß des Bergs aus dem Bus, um sich von dort den Herausforderungen der Poller und Barrieren und den obligatorischen hierarchischen Begrüßungsfloskeln zu stellen. *Salaam Salaam ... Sobh Bakhair*, »Guten Morgen ... Wie geht es Ihnen? Sind Sie auch gesund? Mögen Sie nicht müde werden.« Wenn er dann endlich

seinen Spind im Keller erreicht hatte, war er tatsächlich ein wenig müde. Er zog sich schnell die schwarze Hose an, schlüpfte in das weiße Hemd, band sich die schwarze Krawatte fest und zog das schwarze Jackett an. Der Leiter des Restaurants Bucharu war bereit für die Schicht.

Mohammed Aqa stand hinter dem Besteckschrank am Eingang. Er hatte nicht mit viel Laufkundschaft gerechnet, schließlich checkten derzeit nur wenige Gäste im Interconti ein. Heute aber war gar niemand zum Frühstück aufgetaucht. Die donnernde Stille war ohrenbetäubend. Er hielt die Augen auf nach der afghanischen Familie, die schon so lange im Hotel übernachtete, dass sie nicht mehr hier essen durfte, weil sie eine so gewaltige Rechnungssumme angehäuft hatte.

Er ließ den Blick über die modernen waldgrünen Stühle auf dem Marmorboden gleiten. Das junge Servicepersonal, gekleidet in schwarzen Wamsen mit hellen Säumen, sprang von Tisch zu Tisch, legte das Besteck akkurat gerade hin, stellten Boxen mit Taschentüchern und dem goldenen Intercontinental-Emblem sanft auf den Tischen ab. Alle wussten, was sie zu tun hatten. Warmes Sommersonnenlicht fiel durch die Lücken zwischen den Gardinen an den bodentiefen Fenstern.

Er seufzte wehmütig. Wie sehr er doch den Balkon vermisste. Er war vor gut zehn Jahren nach dem letzten Selbstmordanschlag während der Renovierungsarbeiten des Hotels entfernt worden, um noch mehr Platz für Gäste zu schaffen. Damit war ein Teil des Hotels verschwunden, einer seiner Lieblingsorte, seit er hier als Teenager vor Jahrzehnten als Hilfskellner angeheuert hatte. An so verstörenden Tagen wie heute hatte er sich dann nach draußen schleichen, tief Luft holen, den Schwalben zulächeln, auf das Gewusel der Stadt unten sowie auf die scharfen Gipfel des Hindukusch dahinter schauen können. Stattdessen stand er hier wie angewurzelt, wie eine Topfpflanze hinter dem verschrammten

Besteckschrank – dem letzten Andenken an die Zeit des Königs, als das Hotel frisch eröffnet worden war. Und zu Mohammed Aqas großer Erleichterung hatte er das Wichtigste überhaupt behalten können: seinen Job. Nicht alle seine alten Kollegen hatten so viel Glück gehabt.

Um 9 Uhr schlossen die Kellner die goldenen Doppeltüren des großen Kandahar-Ballsaals am Ende des langen Korridors auf, der senkrecht zum Restaurant verlief. Als Erstes kam die DJane Nabila an, sie trug eine leuchtend türkisfarbene Tunika und schicke schwarze Jeans, die zu ihrem schwarzen Kopftuch passten. Ihr neun Jahre alter Sohn, auch in Skinny Jeans, folgte ihr auf dem Fuß. Sie schlängelten sich an den weiß verhüllten Tischen vorbei, direkt in Richtung der Ecke, in der die Bühne mit ihrem Equipment auf sie wartete. Der Bankettmanager Sadozai, erhobenen Hauptes in seiner Hoteluniform, das Zeichen seiner Autorität, lief auch durch den Saal. Nach seiner Spätschicht wieder bei der Arbeit hatte er den Ablaufplan klar vor Augen: *150 Gäste haben zugesagt, es könnten aber 180 werden.* Eine gemischte Hochzeit. Frauen und Männer würden gemeinsam feiern. Die meisten afghanischen Hochzeiten trennten die Geschlechter in separaten Räumen, manchmal sogar separaten Gebäuden. Jedoch wurden Hochzeiten inzwischen immer moderner. So wie auch Afghanistan selbst.

Sadozai ging noch einmal die Details des Hochzeitssessens am Mittag durch. Spezielle afghanische Teigtaschen, drei Salate, Schafseintopf, Degi-Kebabs, Lamm-Karahi. Und natürlich Kabuli Pulao, das Nationalgericht aus Reis und Fleisch, gespickt mit süßen Rosinen und dünnen Mandel- und Karottenstreifen. Chalow-Reis, spezieller Ferni-Milchreis, eine Flasche Wasser, eine Fanta pro Person sowie natürlich Grün- und Schwarztee. Und dünne Fladen des dampfenden afghanischen Brots. Jede Mahlzeit brauchte Brot.

Eine kleine Hochzeit, zumindest nach afghanischen Standards. Klein bedeutete aber nicht gleich billig, vor allem nicht in diesem

Hotel. Kabul schwamm in diesen Tagen geradezu in Geld, zumindest wenn man Glück gehabt hatte. Das war die Ausbeute zweier Jahrzehnte mit westlichen Armeen und Botschaften, Hilfsorganisationen mit hohen Budgets und üppigen Gehältern, atemberaubenden Verträgen, harter Arbeit und Einfallsreichtum – sowie, das musste nun mal auch gesagt werden, der Korruption. Bei Hochzeiten scheute man keine Kosten und Mühen. Und kein Ort kam dem Prestige dieses historischen Hotels gleich. Nicht einmal die glitzernden Hochzeitssäle, die nun überall in der Stadt plötzlich öffneten, die in blinkenden Lichtern ertränkt wurden und Namen trugen wie Dubai City, Star Palace und Kabul Star. Sadozai ließ ein letztes Mal seinen Blick durch seinen goldenen Saal schweifen, der überall mit roten Rüschengardinen und künstlichen Logen geschmückt war. Das entsprach nicht seinem Stil, aber den Gästen schien es zu gefallen.

So ab 10 Uhr tauchten die Ersten auf. Einige Frauen in eng anliegenden Kleidern liefen in schwingenden Bewegungen auf ihren hochhackigen Schuhen umher, andere mit bedruckten Schultertüchern. Männer trugen dunkle Anzüge, die sie mit farbenfrohen Krawatten aufgepeppt hatten. Kleine Jungs mit schwarzen Fliegen und Mädchen in pinkfarbenen Rüschen hüpfen aufgeregt um die Tische herum. Alle hielten Geschenke, eingewickelt in glänzende Folie, in den Händen und Taschen voller schlichterer Schals und Schuhe, in die man später wechseln würde, wenn man diese Hochzeitsblase wieder verlassen würde.

Das Klackern der Absätze und das Murmeln der Stimmen füllten auch die Lobby. Mohammed Aqa steckte lächelnd den Kopf zur Tür heraus. Alle liebten Hochzeiten. Das wusste er noch aus seinen Tagen, in denen er für den Ballsaal zuständig gewesen war. Die letzten großen Renovierungsarbeiten hatten den Hauptbankettsaal in eine überladene Persiflage eines Theaters mit zu vielen Kronleuchtern verwandelt. Der Kandahar-Ballsaal. So hatte er schon

immer heißen, um Afghanistans zweite historische, weiter im Süden gelegene Stadt zu ehren, seine Hauptstadt im 18. Jahrhundert. Das hatte jetzt jedoch einen Beigeschmack, denn Kandahar hatte sich in jüngerer Zeit einen Namen als spirituelles Zentrum der Taliban gemacht.

Das Mittagessen stand kurz bevor. Es war an der Zeit, die Schüsseln voller Salate und die Platten mit den Süßigkeiten hineinzutragen, um das Buffet vorzubereiten. Es hatte jedoch noch kein einziger Mensch zum Essen das Restaurant betreten. Mohammed Aqa nickte seinen Kellnern zu, die nervös in der Gegend herumstanden und wie besessen ihre Handys nach den aktuellsten Nachrichten checkten. Er zog sein eigenes aus der Tasche und wurde von einer Lawine an Neuigkeiten überfallen: Die Taliban waren in Wardak gesichtet worden, einer für ihre Äpfel berühmten Provinz im Westen, unmittelbar vor den Toren Kabuls, und in Charasiab, mehrere Kilometer gen Süden. Es gab sogar Sichtungen in Kampani, was noch näher lag.

Er starrte ausdruckslos durch die Gegend. Die meisten Afghanen waren perplex. »Wie können die Taliban bitte wieder an die Macht kommen?«, riefen sie aus. »Das ist unvorstellbar!« Mohammed Aqa konnte es sich vorstellen. Der Gedanke lastete weniger schwer auf ihm als auf anderen, denn er hatte in den 90er-Jahren mit ihnen zusammengearbeitet, als sie das letzte Mal an der Macht gewesen waren, als sie dieses Hotel und alles andere geleitet hatten. Jetzt aber hatte er drei hochgeschätzte Töchter, die entweder die Highschool oder die Universität besuchten. »Werden die Taliban uns Bildung erlauben?«, fragten sie ihn andauernd. »Das versprechen sie gerade immer wieder«, versicherte er ihnen jedes Mal aufs Neue, so gut er konnte.

Er spielte müßig mit einer Serviette, glättete und faltete den Stoff. Das Erste, was jeder Kellner lernte, konnte er immer noch blind: *Lege das weiße Stoffquadrat auf den Tisch. Falte es zu einem*

Rechteck zusammen. Halte die kurze Seite fest und falte es erneut, um so eine Falte zu erhalten. Drücke den Stoff fest nach unten für eine scharfe Kante. Wiederhole dies für ein Akkordeon aus Falten. Heute fühlte es sich an, als würde er seine Sorgen in den Stoff hineinfalten.

Am anderen Ende des Flurs ging die Hochzeit los. Der Saal war nun erfüllt von den lebhaften Beats des Hochzeitsmarsches »Ahesta Bero«: »Gehe langsam, oh mein Licht der Nacht, gehe langsam ...« Braut und Bräutigam betraten den Saal. Sie strahlte in ihrem Gande-Kleid, das aufwendig in sieben prächtigen Farben bestickt war. Er lief in seiner traditionellen Weste, Tunika und weit geschnittenen Hose neben ihr. Verwandte hielten den heiligen Koran über ihren Köpfen, während Gäste das Paar mit unzähligen Küssen, Rosenblüten und klatschenden Händen nach vorn schoben.

Sadozai beobachtete das Ganze mit einem wissenden Lächeln. Es war immer eine Erleichterung, wenn eine Hochzeit losging. Er überprüfte seinen Ablaufplan erneut: *150 Gäste haben zugesagt, es könnten aber 180 werden.* Er schaute auf die Uhr. Es war spät am Morgen, nicht mehr lange bis zum Mittagessen. Es war aber kaum jemand im Saal, vielleicht sechzig Menschen bis jetzt, höchstens.

Die Hochzeitsshow musste weitergehen. Nabila legte ihre Platten auf, spielte Qataghani-Musik über Sehnsucht und Liebe. Die bekannten Klänge zogen die Paare aufs Tanzparkett, manche liefen zur DJane, um sich Lieblingslieder zu wünschen. Bald schon steigerte die honigsüße Stimme von Aryana Sayeed, afghanischer Popstar und Frauenaktivistin, die Stimmung: »In deinem reinen Herzen sehe ich ein reines Licht, in deinen Augen sehe ich eine Welt der Sittsamkeit, ich sehe dich als die beste Kreation Gottes, ich bin so froh, dass du für immer mir gehören wirst ...«

Auf der Bühne legte man mit der Hennazeremonie los – den »Segnungen der Haut«. Tiefrotes Färbemittel wurde der Braut auf

die Hände gemalt, wo sich die verworrenen Schraffuren langsam in wirbelnde Blumen und Ranken verwandelten. Dem Brauchtum zufolge: je dunkler die Verfärbungen, desto tiefer die Liebe.

Braut und Bräutigam schauten sich in die Augen, aber auch ihre gegenseitige Liebe hielt sie nicht davon ab, manchmal doch noch einen Blick auf die Hochzeitsfeier und all die leeren Tische zu werfen. Und die meisten Gäste schauten nicht zurück, sondern auf ihre Handys, sich gegenseitig an, während sie verzweifelt versuchten, ihre Lieben bei der Arbeit, die Kinder in der Schule zu erreichen.

Sadozai atmete tief ein und straffte die Schultern. Er bewegte sich in Richtung Tische, wo die Sorgen fast spürbar waren, um dort ein wenig zu lauschen. »Die Taliban sind in Wardak und Kampani ... Nein, nein, sie sind bereits in Kabul, im Nachbargebiet des Hotels ... Der Rest meiner Familie kommt nicht zur Hochzeit, sie haben zu viel Angst, das Haus zu verlassen ... Was sollen wir nur tun?«

Sadozai schluckte. Er beschwor die gesamte Macht seiner Autorität, das Gewicht von dreißig Servicejahren auf Hochzeiten. »Es wird nichts passieren«, beharrte er mit seiner warmen, großväterlichen Stimme. »Das ist eine Hochzeit! Sie sind hier alle sicher ... Selbst wenn die Taliban kommen sollten, werden sie Ihnen nichts tun. Wir sind alle Muslime hier.«

Aus dem Augenwinkel erspähte er durch die offenen Türen im Flur eine Gruppe Männer in blaugrauem *Perahan o Tunban*, der traditionellen Kleidung, mit karierten Schals, die teilweise ihre Gesichter verdeckten. Er erstarrte. Waren die Taliban hier? Eine Welle der Erleichterung überkam ihn. Es waren nur die hoteleigenen Sicherheitsmänner. Allerdings trugen sie nicht mehr ihre Uniform, und das war auf andere Art besorgniserregend.

Er warf einen Blick auf die Bühne. Die Braut hatte sich umgezogen und trug jetzt ein smaragdgrünes Kleid mit Schleier: Das

Grün symbolisierte Reinheit und Freude, es war das zweite von drei Hochzeitskleidern, die Bräute an ihrem besonderen Tag trugen. Jedoch konnten selbst die dicken Lagen des beigefarbenen und pinken Puders ihre Beklemmung nicht verstecken. Sie zitterte auf ihrem Hochzeitsthron.

Ein Familienältester stellte sich neben ihn und drängte: »Sie sollten das Essen jetzt servieren.« Sadozai schaute auf seine Uhr. Es war erst 11.30 Uhr. Und der Ballsaal nicht voll. Es waren erst um die achtzig Gäste da. »Servieren Sie es jetzt«, zischte der Ältere. »Es kommt niemand mehr.«

Aus der Küche, zwischen dem Ballsaal und dem Restaurant Buchara, ließ sich plötzlich ein lautes Klappern der Töpfe und Pfannen vernehmen. Mohammed Aqa hörte es. Alle hörten es. Er lief nach nebenan, um der Unruhe auf den Grund zu gehen. »Wir müssen jetzt das Hochzeitsessen servieren«, riefen die Bankettkellner. »Jetzt!« Die Vorbereitungen nahmen ersichtlich an Fahrt auf. Das Personal wuselte herum, zog Salatschüsseln aus den Külschränken, knallte Servierplatten auf Stahltresen. Köche mit ihren charakteristischen Hauben steckten ihre größten Löffel in riesige Kessel voll dampfendem Reis. Früher servieren, das war noch nie vorgekommen, aber für Diskussionen war jetzt keine Zeit.

Mohammed Aqa zog sich wieder in sein Refugium im Restaurant zurück. Seine Kellner strichen ziellos im Raum umher, rückten Messer und Gabeln zum zigsten Mal zurecht, justierten die Spitzen der gefalteten Servietten, aber die meisten checkten ihre Handys. Mohammed Aqa wies sie an, die Brennbehälter anzumachen, um die Servierplatten für das Mittagessen anzuwärmen. Er tigerte durch den Raum.

Am anderen Ende des Flurs wechselte jetzt die Stimmung im Ballsaal zwischen Optimismus und Beunruhigung hin und her. »Schau mal hier, die Nachricht auf Twitter aus dem Präsidentenpalast«, rief jemand. »Da steht, es gebe vereinzelte Schießereien

in Kabul, aber dass die Situation unter Kontrolle sei.« Es fand sich auch ein Statement der Taliban, in dem die Kämpfer zu Folgendem angehalten wurden: »Bleibt vor den Toren der Stadt. Geht nicht nach Kabul rein.« Die Handys vibrierten vor lauter Geschichten von draußen. »Mein Cousin hat ein paar Taliban vor seinem Haus gesehen – sie können Schüsse hören.« In der Ecke war auch die DJane sehr unentspannt, balancierte das Handy in der einen Hand, während sie mit der anderen Musik mixte. Ihr Mann hatte versucht, sie anzurufen, aber der Empfang war schlecht, das Netz überlastet. »Ich komme dich holen«, teilte er ihr irgendwann mit, warnte sie aber auch, dass die Straßen verstopft seien: »Es könnte eine Weile dauern.«

Sadozai schaute immer wieder zur Bühne hinüber. Die Braut schluchzte jetzt. »Die Taliban werden kommen und uns alle umbringen«, klagte sie. Sadozai, der Bankettmanager, wurde jetzt zum Cheftröster, sprang an ihre Seite und hatte selbst inzwischen feuchte Augen. »Die Taliban sind Muslime, und du bist auch eine Muslima«, flüsterte er ihr zu. »Sie würden dir niemals etwas in deinem Hochzeitskleid antun.« Er berief sich auf die jahrhundertealte afghanische Tradition, die von dem modernisierenden Königspaar Amanullah und Soraya überliefert worden war. »An deinem Hochzeitstag bist du die Königin und dein Ehemann der König«, erinnerte er sie daran. Er warf dem Bräutigam, dessen Gesicht jegliche Farbe verloren hatte, einen verstohlenen Blick zu. »Tröste deine Braut«, ermahnte er ihn. »Wenn du heute keinen Mut zeigen kannst, wirst du sie immer enttäuschen.« Gesagt, getan.

Die Prozession der Teller war jetzt in vollem Gange. Der Geruch von dampfendem Reis und Fleisch, das Klappern des Bestecks auf Geschirr, der Service so glatt wie ein Marmorboden – all das stellte Sadozais Selbstwertgefühl wieder her. Das hielt jedoch nicht lange an. Ein Schrei übertönte die Geräuschkulisse des Essens. »Da ist ein Pick-up der Taliban auf dem Berg. Man kann ihre weiße Flagge

auf dem Dach sehen!« Die Musik kam zum Erliegen. »Das stimmt nicht!«, widersprach jemand, aber es war schon zu spät: Der Raum war in Chaos ausgebrochen. Die DJane rannte zu einem der nächsten Tische, bettelte, dass jemand ihr etwas Langes und Loses zum Bedecken geben würde. Frauen rissen voluminöse Schals aus ihren Reisetaschen. Männer riefen in ihre Handys, um Genaueres über die Geschehnisse herauszufinden.

Sadozais Herz pochte so stark, dass er befürchtete, sein Hemd könnte reißen. Was, wenn einer der Gäste einen Herzinfarkt haben würde? Was, wenn *er* einen haben würde? Am Haupteingang des Ballsaals, neben den Doppeltüren, hielt sich der Putzmann Zahir, in eine lilafarbene Tunika gewandet, an seinem Besen fest. »Es sind keine Taliban im Hotel«, wiederholte er immer und immer wieder gegenüber jenen, die ihm zuhörten. »Und wenn doch, dann sind die Taliban immerhin auch Afghanen.« Niemand aber hatte Zeit, auf ihn zu hören. Alle griffen nach ihren Taschen und Kindern, rannten aus dem Ballsaal, schmissen sich in ihre Autos, rasten den Berg hinab.

Der Bräutigam sprang von der Bühne, mit seiner untröstlichen Braut in ihrem glitzernden grünen Kleid im Schlepptau. Sie rauschten an den Tischen voller unangerührtem Essen und Reisklumpen und den glänzenden Getränkedosen auf dem Boden vorbei und stürzten durch die Türen nach draußen. Das letzte Kleid ihres besonderen Tages, ein reinweißes Hochzeitskleid, das noch von ihren Träumen glänzte, hing nach wie vor auf seinem Bügel in ihrer Umkleide.

Sadozai stand pflichtbewusst, wenn auch mit einem eingefrorenen Lächeln im Gesicht, neben der Doppeltür, bis auch der letzte Gast weg war. Er stand so gerade und groß, wie er nur konnte.

Es war noch nicht einmal 13 Uhr, und seine Schicht würde erst um 15 Uhr enden. Er eilte in die Lobby, in der es nur so brummte von der Ansammlung an Direktoren und Rezeptionisten, Kell-

nern, Hilfskellnern, Pagen, Reinigungskräften und Köchen. Alle wollten den aktuellen Stand der Dinge erfahren, ihren Lohn ausbezahlt bekommen, niemand wusste, was der nächste Tag – oder sogar die nächste Stunde – bringen würde. Selbst die Sicherheitskräfte waren jetzt drinnen. Er erspähte den nervös umherlaufenden Hashmat, der schon genauso lange hier arbeitete wie er und auch als Page begonnen hatte. Der junge Sadeq lief mal hierhin und mal dorthin, versammelte alle weiblichen Angestellten, damit sie nach Hause gehen konnten.

Mohammed Aqa stand still und leise am Restauranteingang, geschützt von der Stille am Rand des Getümmels. Niemand hatte im Bucharu zu Mittag gegessen. Nicht eine einzige Person war erschienen. Das Festessen wurde unter den metallenen Deckeln und der Frischhaltefolie kalt. Und dann war da noch die Hochzeit, die keine gewesen war. All das wunderbare Essen würde jetzt schlecht werden. Sie hörten die Geschichte darüber, dass die Braut in Tränen aufgelöst davongelaufen war, dass sie nicht mal ihr weißes Kleid getragen hatte. Er schüttelte betrübt den Kopf.

Er ließ erneut den Blick durch das Restaurant schweifen. Er war erleichtert, dass Malalai, mit ihrem leuchtend gelben Kopftuch und strahlenden Lächeln, heute keine Schicht hatte. Die anderen Kellner konnten ihre Augen und Ohren nicht von ihren Handys lösen.

Kabul ist umzingelt – das sagten jetzt alle. Das war der letzte Dominostein. Eine nach der anderen waren alle großen Städte gefallen – innerhalb von gerade einmal zehn Tagen. Er konnte das Knattern von Schüssen irgendwo in den Straßen hören.

*

Hazrat saß zu Hause und wartete. Er hatte seine Kinder, die auch gerade in Kabul waren, zu sich gerufen. Vier seiner Söhne, seine drei Töchter und deren Kinder saßen im Kreis um den siebzäh-

rigen Patriarchen herum. Andere Familienmitglieder riefen aus Deutschland an.

Er war gerade wieder in die Sicherheit ihres kompakten, wenn auch unfertigen Backsteinhauses zurückgekehrt. Es gab Neuigkeiten aus der Moschee in ihrem Viertel, wo er sich mit anderen Ältesten besprochen hatte. Die Welt schien sich direkt vor ihren Augen zu wandeln. Läden in ihrer Straße waren verbarrikadiert. Gewehre knallten in nicht allzu weiter Ferne. Es hieß, die Kämpfer der Taliban seien in der Nähe.

Hazrat war wie betäubt. Dabei war er so fröhlich in den Tag gestartet. War zum Sonnenaufgang aufgestanden für das Morgenbetet, für belebenden grünen Tee, frisch gebackenes, noch warmes Brot, heimische Eier mit Tomaten und den fabelhaften Geschmack des Siegs. »Wir haben gewonnen!«, hatte er gestern Nachmittag noch seiner Familie verkündet, als er nach dem Treffen mit Regierungsbeamten durch die Tür gestürzt war. Seine Delegation, als Repräsentantin aller entlassenen Mitarbeiter des Intercontinental, hatte für eine Entschädigung gekämpft. Ihnen standen nun sechs Monatslöhne zu statt den ursprünglich vom Hotel angebotenen kläglichen drei, die jemals zu sehen kaum jemand die Hoffnung gehabt hatte. Das Licht des blauen Himmels schien dabei aus seinen Augen.

Seine größte Sorge war, dass er die Ausbildung seines jüngsten Sohnes Samir nicht würde weiterbezahlen können, vor allem nicht den Sport, den dieser so sehr liebte – so wie auch er, Hazrat, es in seiner Jugend vor so langer Zeit in einem Kabuler Boxclub getan hatte. Bei Tagesanbruch, mit der durchs Fenster scheinenden Sommersonne, spürte er ein prickelndes Gefühl des Jubels. Eine schwere Last war von seinen Schultern gefallen.

Seine Gedankengänge waren von einem Tumult auf der Hauptstraße direkt vor ihrem Haus kurz nach Tagesbeginn unterbrochen worden. Sie konnten aus ihrem Fenster im ersten Stock beobach-

ten, wie sich eine große Menschenmenge am Kreisverkehr, dem sogenannten Apothekenplatz, bildete. Die Familie spürte die sich anbahnende Unruhe. Hazrat schickte seine Söhne nach draußen, damit sie herausfänden, was los war. Sie kehrten mit erschreckenden Neuigkeiten zurück: Die Taliban hatten alle Häftlinge befreit, und einige von ihnen liefen jetzt Amok. Einer der Ausgebrochenen war schnurstracks zum Haus eines Soldaten in ihrer Nähe gegangen und hatte ihn eiskalt erschossen. Es hieß, das Opfer sei ein Gefängniswärter gewesen, der ihn wohl schlecht behandelt habe.

Hazrat verarbeitete still diese dramatische Wende. Er zog seine Lieben an sich. All das hatte er erst einmal verdrängt, während er sich auf sein Hotel konzentrierte. Jedoch kam die Vergangenheit immer wieder mit Wucht zurück. Dieses Mal hatte er versucht, die Gedanken unter Kontrolle zu halten, damit sie ihm nicht die Energie raubten. Jetzt aber stürzten all die offenen Fragen auf ihn ein. Würden die Taliban die Macht mit der Regierung teilen, mit der sie sich für Friedensgespräche getroffen hatten? Würde es ein weiteres Blutbad geben? Wer würde sich nun um ihre Entschädigungen kümmern? So viele Fragen, keine Antworten.

Er wusste jedoch, er würde das durchstehen. »Wer auch immer der Esel ist, wir sind seine Kleidung«, so lautete das Sprichwort, nach dem Hazrat immer gelebt hatte. Er hatte mit allen gearbeitet, die die Führung übernommen, das Zepter des Intercontinental in die Hand genommen hatten – Könige, Kommunisten, Warlords, Taliban, Möchtegern-Demokraten. Es war sein Job, ihnen immer zu dienen.

Es regte sich aber auch ein Hoffnungsschimmer in ihm. Wenn die Taliban wieder ins Hotel zurückkommen würden, könnten sie ihn vielleicht auch um seine Rückkehr bitten. Sie würden ihn brauchen. Das mussten sie doch wissen. Diverse Möglichkeiten nahmen in seinem Kopf Gestalt an. Das half einen Augenblick lang gegen die unbändige Wut. Nicht nur hatte man ihm letzte Woche

sein Lebenswerk entrissen, sondern auch seine Ehre war von den edlen Lederschuhen der Regierungsbeamten mit ihren ausländischen Universitätsabschlüssen niedergetrampelt worden. Menschen, die dachten, sie wüssten alles, ohne auch nur irgendetwas über ihn und seine Arbeit zu wissen. Sie hatten wiederholt gesagt, es sei die Entscheidung des Präsidenten Aschraf Ghani gewesen, der alles über Finanzen und Planung wusste. War es wirklich seine Entscheidung gewesen oder die der neuen Hoteldirektoren, fragte sich Hazrat.

Ein halbes Jahrhundert der Arbeit. Das Hotel war wie ein Zuhause für ihn gewesen. *Agha Sahib*, der »ehrenhafte Herr« – so hatten sie ihn auf dem Berg bezeichnet.

Selbst als die Taliban der Stadt immer näher kamen, waren es doch Hazrats Erinnerungen, die ihn am meisten quälten. Er war von Experten geschult worden, als das Intercontinental Kabul noch eines der besten Hotels der Welt war. Er wusste alles, was man über die Führung eines Hotels auch nur wissen konnte. Er hatte alle Unterlagen zum Beleg dafür aufbewahrt: sein Zertifikat für besondere Verdienste aus dem Jahr 1978 von der Hauptgeschäftsstelle der globalen Kette, die seinen »außergewöhnlichen Beitrag zur Führung eines großartigen Hotels« rühmte. Die Belobigung durch die Kommunisten, als sie das Hotel übernommen und ihn befördert hatten, um »die hehren Ziele der siegreichen Saur-Revolution voranzutreiben«. Sogar den Vermerk des aktuellen Herrschaftssystems, der Republik, die begeistert seine »Kompetenz, Tüchtigkeit und Integrität bei der Ausführung seiner Aufgaben« hervorhob. Er gab auch jetzt noch sein Bestes – obwohl so viel schon verloren gegangen war, während der Krieg sie von Haus zu Haus trieb, von einer Front an die nächste –, um seine Unterlagen beisammenzuhalten.

Hazrat erfasste die Stimmung im Raum. Seine unter der Last des Alters leicht zugekniffenen Augen nahmen das ängstliche

Murmeln seiner erwachsenen Kinder wahr, das Kichern seiner Enkel, die klappernden Kochgeräusche in der Küche. Vier seiner Söhne hatte er um sich – den Wachmann, den Krankenpfleger, den Beamten, den Gymnasiasten –, während zwei jetzt in Deutschland arbeiteten. Seine drei Töchter, inklusive seiner Ältesten, Sahida, die ebenfalls in Deutschland lebte, aber momentan mit ihrer Familie zu Besuch war, waren ebenfalls an seiner Seite. Bei ihrer Anwesenheit ging ihm das Herz auf. Die kluge Sahida war das erste von vier Kindern, das das Krabbelalter überlebt hatte, nachdem die anderen drei nacheinander gestorben waren, bevor sie ihm überhaupt hätten in die Arme tapsen können. Seine geliebte Frau Laila traf keine Schuld. Gott stellte sie auf die Probe. Und dann hatten nacheinander neun gesunde Kinder ihr Leben bereichert.

Sie kümmerten sich um Laila und ihn. Erst kürzlich waren sie aus ihrem gemieteten Lehmhaus in ein zweistöckiges Backsteinhaus gezogen; ein weiteres Stockwerk (wenn es das Geld zulassen würde) sollte noch von einem seiner Söhne ausgebaut werden, der immer wieder Geld aus Deutschland nach Hause schickte. Hazrat hatte immer all seinen Lohn für seine Familie ausgegeben, hatte immer nur an die Gegenwart gedacht, nie für die Zukunft gespart. Und natürlich hatte es da eben auch jene Monate gegeben, in denen er weitergearbeitet hatte, obwohl das Hotel nicht genug Geld gehabt hatte, um ihn zu bezahlen.

In seiner Anfangszeit im Intercontinental wollte der König Zahir Schah Afghanistan nach vorn bringen. Heute konnte Hazrat einfach nicht begreifen, warum sein Land, sein Hotel immer rückschrittlicher wurden. Im Hotel verließ man sich jetzt auf die »Master«, die jungen Afghanen mit ihren Universitätsabschlüssen, aber ohne jegliche Erfahrung, ohne hotelspezifisches Wissen. Der junge Sadeq an der Rezeption war klug, aber er war nicht so klug wie Hazrat.

Letzte Woche hatten sie ein großes Zelt neben dem Sicher-

heitsposten am Fuß des Berges aufgestellt. Alle, die so kurzerhand gefeuert worden waren, von den Ältesten bis zu den Jüngsten, hatten mitprotestiert. Manche der Manager waren nach unten gekommen, um sich mit ihnen zu unterhalten, hatten Nettigkeiten von sich gegeben, mehr aber auch nicht. Selbst der Ingenieur Amanullah – nun als Dr. Faqiri, Dekan der ingenieurtechnischen Fakultät der Universität, bekannt –, der das Hotel früher am Laufen gehalten hatte, war vorbeigekommen und hatte sorgenvoll den Kopf und ihre Hände geschüttelt. Ihre Chefs aber hatten nicht nachgegeben. Einer seiner Kollegen, der sich mit diesen ganzen Gesetzmäßigkeiten auskannte, hatte ihre Unterlagen vorbereitet, ihre Munition für diesen Kampf. Den Kampf, den sie gestern dann gewonnen hatten.

Sie hätten wissen müssen, dass Hazrat eine Kämpfernatur war. Es stimmte schon, dass er nicht mehr den muskulösen Körper vorweisen konnte, den er früher im Boxring gestählt hatte. Er wusste aber, was er wollte, und brachte das auch zur Sprache. Seine Kinder wussten das auch. Er hatte heute eigentlich den Berg hochlaufen wollen, aber dann hatte es den Aufruhr gegeben. Er nahm sich daher vor, das morgen nachzuholen und schnurstracks dorthin zu gehen. Wenn die alten Direktoren noch immer das Steuer in der Hand hielten, würde er ihnen den Kopf wegen der Abfindung zurechtrücken. Wenn es die Taliban wären, würde er es auch ihnen sagen. Es war an der Zeit für *Agha Sahib*, zur Arbeit zurückzukehren.

Stunden zuvor hatte er seine Kollegen angerufen, die weiterhin im Hotel arbeiteten. Manche von ihnen gingen ran, um ihn zu beruhigen, dass sie weiterhin da seien. Jetzt aber erreichte er niemanden mehr. Der Empfang war schlecht, die Leitungen überlastet. Man erzählte sich, dass die Straßen rappellvoll mit gelben Taxen, klapprigen weißen Toyota Corollas, noblen SUVs waren. Eine Welle der Panik hatte piepsend, schreiend, kreischend die